

Die Mordopfer von Hartheim

BLÖCHL Paula, geb. 27. September 1905 in Helbetschlag 25, Grünbach/Fr. (lt. Taufbuch der Pfarre Grünbach eigentlich Ida Pauline Blöchl) Die Opferdatenbank (ODB) Hartheim weist sie als „Paula Blöckl aus Hobelschlag“ aus.

Sie war eine Schwester der 1980 verstorbenen Maria Blöchl („Blöchl Miatz“) und hatte noch einen behinderten Bruder namens Johann („Hansi“, „Hansl“), der jedoch die NS-Zeit überlebte und in den 1970er Jahren gestorben ist. Überlebt hat er wahrscheinlich deswegen, weil er zu Hause geblieben ist und solche Behinderte für die Organisatoren des Behindertenmordens viel umständlicher ausfindig zu machen waren als die Pfleglinge in den Heimen.

Paula war eine sehr schwierige Behinderte, sie war aggressiv und in ihrem „Sozialverhalten“ eine echte Herausforderung. So riss sie Vorbeigehende ohne Grund und Vorwarnung einfach an den Haaren.

Lt. Meldeamt Linz war sie vom 28. Juni 1934 in Linz, Waldegg 82, Irrenanstalt, bis 19. August 1935 gemeldet, und erneut ab 12. August 1937. Am 9. Februar 1940 wurde sie nach Baumgartenberg verlegt.

Im dortigen Behindertenheim der Schwestern vom Guten Hirten wurde Paula Blöchl bis zu ihrem Abtransport am 4. Juni 1940 betreut.

In den Unterlagen des Heimes scheint für diesen Tag ein Abtransport von insgesamt 22 Personen, angeblich nach Niedernhart auf, tatsächlich wurden sie alle nach Hartheim verbracht und dort durch Gas getötet. Wenige Tage später wurden aus derselben Anstalt 90 Personen abtransportiert und erlitten wohl dasselbe Schicksal. Zum Heim in Baumgartenberg gibt es einen interessanten Hinweis von Sr. Oberin Michaela: „Einige Kinder wurden damals von den Schwestern versteckt und leben noch heute hier in unserer Behinderteneinrichtung.“

HINUM Anton, geb. 22. April 1899 in Grünbach, (lt. Taufbuch als Antonius de Padua Hinum). Er war ein Onkel des kürzlich (2018) verstorbenen Hubert Hinum, heute Kirchenplatz 10, und Tischlergehilfe bei seinem Vater. Schon ab 1921 erkrankte er an seiner Seele, 1928/29 wurde er wegen dieser Erkrankung entmündigt und am 10. Dezember 1928 erstmals in Niedernhart aufgenommen. Am 13. März 1940 wurde er innerhalb des Krankenhauses in die „Anstalt Hartheim“, eine vorübergehend eigene Abteilung, verlegt. Hierher waren ab März 1940 die Pfleglinge aus Hartheim gebracht worden, während dort Gaskammer und Krematorium errichtet wurden.

Am 15. Mai 1940 wurde er in das Pflegeheim Schlierbach überstellt. Diese Einrichtung wurde Anfang 1939 vom Stift Schlierbach nach einer überfallsartigen Weisung des Gaufürsorgeamtes für etwa hundert Pfleglinge eingerichtet. Am 20. Juni 1940 wurden die ersten 42 Pfleglinge von dort abgeholt. „Bald war den Patres klar, dass sie nach Hartheim zur Vergasung gebracht wurden. Bald darauf trafen auch schon die Todesnachrichten ein. Niemand ließ sich täuschen durch die angegebenen Todesursachen.“

Der Heimleiter und Ökonom des Hauses konnte manchen der Pfleglinge vor dem Abtransport bewahren, indem er dessen Arbeitsfähigkeit behauptete.

Ob Anton Hinum bereits bei diesem ersten Transport dabei war, lässt sich nicht verlässlich sagen, es ist jedoch wahrscheinlich. Denn laut dem Standesamt Grünbach starb er „am 30. Juni 1940 in Brandenburg an der Havel“ Diesem Eintrag liegt jedoch eine falsche Urkunde zugrunde, wie sie bei den Behindertenmorden vielfach von den deutschen Behörden verwendet wurde: Um Nachforschungen durch die Angehörigen von vornherein aussichtslos zu machen, wurden weit entfernte Sterbeorte angegeben. Tatsächlich befand sich in der Stadt Brandenburg (heute Land Brandenburg) ursprünglich eine „Irrenanstalt“, wohl vergleichbar mit Niedernhart in Linz, die von der NS in eine Mordanstalt mit fast 10.000 Opfern umfunktioniert wurde. Zwischen den T4-Tötungsanstalten wurden die Akten in vielen Fällen zur Tarnung ausgetauscht.

RESCH Maria, geb. Janko, geb. 17 Juli 1895 in Grünbach (Pramhofer, heute Obergrünbach 16), + 12. März 1941 in Hartheim. Ihr Schicksal ist insofern anders, als sie als völlig gesunde junge Frau im Februar 1929 den Johann Resch heiratete und nach Dingdorf (Neumarkt/Mkr.) zog. Die Eltern ihres Gatten hatten ursprünglich ein Bauernhaus in Deutsch-Hörschlag besessen, hatten es aber wegen zu hoher Schulden verkauft und 1908 das wesentlich kleinere Sacherl in Dingdorf erworben. Aber als Maria und Johann Resch das Haus übernahmen, war es aber schon wieder verschuldet, am Ende war es nicht mehr zu halten, und die Familie musste es völlig vermögenslos verlassen.

Mit dabei war damals schon der Sohn Hans, und von dem liegt eine schriftliche Erinnerung vor, die das ganze nachfolgende Elend der Abgehausten ergreifend schildert:

„Da meine Mutter wieder schwanger wurde, war die Belastung für die ganze Familie besonders groß. Bei der Schwester meiner Mutter, die in Kefermarkt beim ‚Frei‘ verheiratet war, fanden wir eine Notunterkunft.

Mein Bruder Alois kam am 11. August 1931 im Bauernhaus gesund zur Welt. Durch die Wirtschaftskrise herrschten Arbeitslosigkeit und Not. Der Vater musste als Tagelöhner und Gelegenheitsarbeiter bei Bauern schauen, dass wir nicht verhungerten. Die Mutter setzte Kraut und Erdäpfel bei mehreren Nachbarn für den Winter; dafür musste sie für die Bauern bei Bedarf ‚abarbeiten‘. Sie nahm Alois und mich zu diesen Arbeiten mit, die für sie eine Überanstrengung waren.

Der Vater konnte für uns eine vorläufige Bleibe bei Kefermarkt ausfindig machen. Ich habe nur einen Raum in Erinnerung, in dem wir wohnten.“

Immer wieder musste die Familie übersiedeln, von einem Elendsquartier zum nächsten, und die Buben wurden zeitweise woanders untergebracht, damit sie wenigstens zu essen hatten. „Bald im März 1936 musste die Mutter mit uns Buben wieder einigen ‚Leihgrund‘ für uns bearbeiten. Der Vater war nicht zu Hause, denn er hatte zeitweise Arbeit beim Straßenbau bekommen. Er brachte uns Brot mit, das andere Arbeiter nicht mehr aßen. Wir freuten uns darüber, denn wir hatten immer Appetit ...“

„Im Oktober 1938 kam ein arges, nasskaltes, stürmisches und eisiges Wetter. Unsere Mutter musste beim Bauern für den Leihrain auf dem Acker die Rüben ausreißen und ‚abhappen‘. Sie wurde ganz durchnässt und ihr schwacher Körper brach zusammen.

Der Vater, der von der Arbeit heimgekommen war, holte den Gemeinendarzt – und der gab ihr eine ‚starke‘ Spritze, sodass sie wie tot dalag. Sie konnte nichts mehr sagen. Der Doktor konnte ihr nicht helfen und veranlasste die Einlieferung ins Haus der Barmherzigkeit nach Linz. Dieses Krankenhaus für nicht versicherte Patienten wurde von Klosterschwestern geführt.

Bei der Abfahrt des Rettungsautos durften wir nicht zur Mutter, da sie regungslos war. Wir drei Buben konnten nur um sie weinen ...“

„Im Frühjahr 1939 sagte uns die Kathi, dass mein Bruder Alois und ich mit dem Vater zur Mutter ins Haus der Barmherzigkeit fahren dürfen. Mit dem Zug fuhren wir bei schönem Wetter nach Linz. Die Straßenbahn brachte uns zum Spital. In einem großen Zimmer lagen mehrere Frauen. Eine Frau versuchte uns ihre Hände entgegenzustrecken,

aber ich erkannte unsere Mutter nicht wieder – und blieb im Zimmer stehen. Tränen kamen ihr und mir. Mein Bruder stellte sich auch zu mir. Wir sahen, dass die Mutter teilweise gelähmt war und das lähmte auch uns. Am Schluss winkten wir ihr und gingen aus dem Zimmer.“

Hier gibt es einen nicht auflösbaren Widerspruch, denn das Meldeamt Linz weiß nichts von einem Aufenthalt im Haus der Barmherzigkeit

Amtlich gemeldet war sie ab 24. November 1939 in Linz, Waldegg 82, „Irrenanstalt“. Am 12. März 1941 ist sie von dort „unbekannt verzogen“. Tatsächlich wurde sie an diesem Tag nach Hartheim überstellt und dort ermordet.

Auch lt. dem Standesamt Grünbach starb sie am 31. März 1941 in Bernburg (heute Sachsen-Anhalt). Diesem Eintrag liegt jedoch ebenso eine falsche Urkunde zugrunde wie im Fall Anton Hinum. Auch in Bernburg befand sich eine Tötungsanstalt, in der über 9000 behinderte Personen und dazu noch rund 5000 KZ-Häftlinge ermordet wurden.

Die Toten von Niedernhart

Die Anstalt Hartheim war nach den Umbauarbeiten im frühen Jahr 1940 eine ausschließliche Tötungsanstalt, Todesfälle dort können bedenkenlos als Mord eingestuft werden.

Komplizierter stellt sich die Lage in der seit etwa 1925 so genannten „Landes-Heil- und Pflegeanstalt Niedernhart“ dar. Sie verfügte über an die eintausend Krankenbetten, und natürlich starben dort PatientInnen eines natürlichen Todes. Auch wenn sich aus zahlreichen Dokumenten, Zeugenaussagen und auch Gerichtsurteilen der klare Befund ergibt, dass in den Jahren 1940 bis hinein ins Jahr 1945 dort Patienten vorsätzlich getötet wurden, ist der Befund „Mord“ für jeden einzelnen der dortigen Todesfälle nicht mit letzter Sicherheit zu erbringen.

Florian Schwanninger hat in seinem Beitrag jedoch zahlreiche Indizien angeführt, die für Niedernhart eine regelrechte Mordserie für die Jahre 1940 bis 1943 belegen. Diese Rahmenbedingungen rechtfertigen es, die unten angeführten Personen als Mordopfer von Niedernhart auf dem Mahnmal anzuführen.

Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit wurden in Niedernhart ermordet:

HÖPFLER Christine, geb. 8. April 1870 in Grünbach als Christina Höpfler. Sie war die Tochter eines Lehrers und ist in der alten Schule (heute Kirchenplatz 12) zur Welt gekommen. Auch wenn es sich aus Rücksicht auf ihre Intimsphäre verbietet, aus einem hinterlassenen „Bekenntnis“ zu zitieren, lässt sich Einiges aus ihrem Lebens- und Leidensweg rekonstruieren. Beruf hat sie keinen erlernt, aber das war damals – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auch nicht üblich. Junge Frauen außerhalb der bäuerlichen Gesellschaft lernten von ihrer Mutter, einen Haushalt zu führen und zu gegebener Zeit

zu heiraten. Zum Heiraten ist Christine Höpfler aber nie gekommen, und nach dem Tod ihrer Eltern und ohne Beruf wurde ihr Leben für sie schwierig. Mit 32 versuchte sie sich in einem Buchhaltungskurs, scheiterte aber, weil sie der Grundrechnungsarten nicht mächtig war.

Um diese Zeit ist sie an ihrer Seele erkrankt, 1915 landete sie erstmals mit Wahnvorstellungen (Paranoia) in Niedernhart und ging ungeheilt auf Revers nach Hause, wo immer dieses Zuhause gewesen sein mag.

Irgendwann landete sie im Linzer Versorgungshaus, 1929 schließlich wieder, weil immer unverträglicher, in Niedernhart. Über ihren Verbleib nach der neuerlichen Entlassung (wieder ungeheilt, wieder auf Revers) wissen wir nichts, am 5. Oktober 1940 finden wir sie neuerlich in Niedernhart, wo sie 24. November 1941 an „Altersschwäche“ stirbt.

In diesem Monat starben dort insgesamt 46 Personen, während in der Zeit vor dem Morden monatlich zwischen fünf und zehn Todesfällen zu verzeichnen waren.

KLEPATSCH Anna, geb. 17. Juli 1888 in Grünbach. In Grünbach war sie bekannt als „Koh'l Nandl“ („Koh'l = altmühlviertlerisch für „Karl“), die ledig gebliebene Schwester am Haus Grünbach 30, heute Bergstraße 24. Viel weiß man nicht über sie, nur eine Kleinigkeit wird über sie erzählt, aber sie ergibt wohl ein treffendes Bild: Sie war das, was man damals ein Tschappperl nannte, nicht direkt behindert, aber schwerfällig und schwer von Begriff. Heute wäre sie vielleicht, nach besonderer Zuwendung in der Schule, in einer Werkstatt der Lebenshilfe. Aber so etwas gab es damals nicht. Aus ein paar Brettern hat

man ihr vor dem Haus ein Gestell zusammengenagelt, das entfernt an eine Hausbank erinnerte. Da ist sie dann oft gesessen, ein schmales Weiblein, angesiedelt in einem gesellschaftlichen Zwischenland: nicht Teil der besitzenden Klasse, aber auch keine Dienstbotin. Den ledig gebliebenen Kindern wurde von den Eltern bei der Übergabe meist das Bleiberecht grunbücherlich gesichert, ihre Lage war also besser als die der Dienstboten, aber gehört hat ihnen auch nichts.

In Niedernhart war sie seit 14. Februar 1941, gestorben ist sie dort am 10. Dezember 1941 an „Herzmuskelentartung“. In diesem Monat gab es dort 82 Todesfälle.

REITMEIER Ernst, geb. 21. April 1929, in Niedernhart seit 22. Juli 1940, gestorben noch am selben Tag an „Magen- und Darmkatarrh“. Der schwerst behinderte Bub war bei seinem Tod also elf Jahre alt.

Nach seinem Tod wurde das Schicksal des Ernst Reitmeier in der Familie völlig totgeschwiegen, und zwar so vollständig, dass sein Halbbruder Josef, Jahrgang 1946, der später den Hof übernahm, erst nach seiner Hochzeit 1972 davon erfahren hat! Eine Nachbarin hat die Geschichte nämlich dann seiner jung angetrauten Ehefrau erzählt, und die klingt so:

Eines Tages ist bei der Familie ein amtliches Schreiben angelangt, der Ernst sei an einem bestimmten Tag zu einer bestimmten Uhrzeit zum Bahnhof Summerau zu bringen. Von wem dieses Schreiben gekommen war? „Vom Hitler“. So einfach war das damals.

Jedenfalls hat die Reitmeierin den Buben auf ein Handwagerl gesetzt und ihn hinübergefahren nach Summerau. Das sind, ich habs nachgemessen, exakt sechs Kilometer, und das nicht, wie heute, auf einer asphaltierten, sondern einer Schotterstraße, und das Wagerl hatte sicher noch keine Gummiräder.

In Summerau hat sie den Buben an unbekannte Personen übergeben, die ihn nach Linz mitgenommen haben. Es muss dies am frühen Vormittag des 22. Juli 1940 geschehen sein, denn lt. ärztlichem Behandlungsschein, der gleichzeitig als Sterbeschein gelten muss, wurde Ernst Reitmeier an diesem Tag in die Landes-Heil- und Pflegeanstalt

Niedernhart aufgenommen und ist dort noch am selben Tag um 15 Uhr verstorben. Ein Krankenakt wurde erst gar nicht mehr angelegt, und dieser Fall zeigt wie vielleicht selten ein anderer, dass es sich um eine vorsätzliche Tötung gehandelt hat, denn wäre der Bub wirklich so sterbenskrank gewesen, hätte er die strapaziöse Fahrt im Handwagerl erst gar nicht überlebt.

Ernst Reitmeier wurde am 24. Juli 1940 auf dem Linzer Barbara-Friedhof beerdigt. Seine Grabnummer ist bekannt, jedoch wurde das Grab seither mehrfach neu belegt. Dass bei Ernstls Tod nicht alles mit rechten Dingen zugegangen ist, war auch seinen Angehörigen klar, denn in Lichtenau wird auch Folgendes erzählt: Nach dem Krieg hat der Vater vom Ernst den ehemaligen Grünbacher Nazigrößen „eine feste Goschen angehängt“, weil sie „seinen Buben umgebracht“ hätten.

Im KZ Mauthausen ist zugrunde gegangen:

EDER Franz X., geb. 13. Oktober 1910 in Lichtenau 12.1 Sein Elternhaus war das Reschengut (heute Familie Hinum), das seine Eltern jedoch in den Jahren der Wirtschaftskrise nicht halten konnten.

Sie sind abgehaust und haben ein kleines, heute abgekommenes Häusel (damals Lichtenau 54, zwischen den Häusern Scherb/Aufreiter und Steininger/Schuster) gekauft. Über Franz Eder selber ist kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Er scheint in ständiger Geldnot gewesen zu sein. Erzählt wird, dass er einmal „Leutbitten“ gegangen ist für eine angeblich verstorbene Wirtin in Grünbach, die aber noch durchaus lebendig war. Für die Leutbitter gab es überlicherweise ein kleines

Trinkgeld in jedem Haus, und darauf dürfte der Franz spekuliert haben. Ein betagte Lichtenauerin sagt über ihn: „Der war a wenig a Spitzbua“.

Es gibt auch einen Hinweis, dass er sich vor dem Militär drücken wollte, aber das alles scheint so niederschwellig gewesen zu sein, dass es nicht für Anklage und Strafverfahren gereicht hat. Für eine KZ-Einweisung brauchte es aber weder Staatsanwalt noch Richter, die konnte auch von der Polizei ohne jedes rechtsstaatliche Verfahren verfügt werden, und so könnte Franz Eder im KZ Mauthausen gelandet sein. Er wurde am 9. Mai 1939 dort eingeliefert, in seinem Häftlingsakt stehen als Beruf Hilfsarbeiter und als Haftgrund die Abkürzung AZR für „Arbeitszwang Reich“, auch „arbeitsscheu Reich“. Die solcherart stigmatisierten Häftlinge wurden schlicht als „Asoziale“ bzw. „Arbeitsscheue“ bezeichnet und hatten den schwarzen Winkel zu tragen.

Offiziell ist Franz Eder am 22. Jänner 1940 an „Grippe“ bzw. „Herz- und Kreislaufschwäche“ verstorben. In Lichtenau wird jedoch erzählt, dass er bei einem Fluchtversuch von den SS-Hunden zerfleischt worden sei.